

Ernst Küster

verstorben am 6. Juli 1953 *).

Das Abschiedswort der Gießener Hochschulgesellschaft für Professor Dr. Dr. h. c. Ernst Küster, der ihr seit ihrer Gründung als Mitglied, später als Ehrenmitglied und seit langen Jahren dem Vorstand angehörte, kann hier nur kurz sein, aber es trägt eine volle Fracht von Trauer, Dankbarkeit und Verehrung.

Im Andenken an diesen Mann möchte jeder Satz die Feierlichkeit eines Requiems gewinnen. Denn er, der von uns ging, war ein Ungewöhnlicher, ein Vornehmer im Adel seiner Gesinnung, ein Besonderer in der Tiefe und Spannweite seines Geistes. Dabei war er gar nicht weltfremd; er nahm alles auf, was ihm diese Erde und ihr Leben an Rätseln und Erkenntnissen, an Schönem und Häßlichem, Gutem und Bösem zuwachsen ließen. In ihm wurde es Weisheit, und davon gab er weiter.

Unsere Gesellschaft hat ihm unsagbar viel zu danken. Dieser echte Polyhistor — vielleicht einer der letzten so Begnadeten — wird als Herausgeber unserer Nachrichten und Veranstalter unserer öffentlichen Vorträge nur schwer zu ersetzen sein. Sicher wird nie wieder, ob als Vortragender aus Eigenem, ob als Wegbereiter oder Danksager für einen fremden Vortrag, ein Redner dieses klassischen Stilgefühls zu uns sprechen; sein Pathos war nicht hohle Form, es entsprang der gebändigten Leidenschaft am Geist und zum Geist.

Als mich die Kunde von seinem jähen Ableben traf, kam mir die Erinnerung an unsere zwei letzten Begegnungen im Dienst der Hochschulgesellschaft. Einmal hatte ich ihn an einem regnerischen Vorfrühlingstag dieses Jahres in dem bis zur Ärmlichkeit bescheidenen Emeritenzimmer des noch behelfsmäßig untergebrachten Botanischen Instituts aufgesucht. Ernst Küster stand

*) Gedenkrede vor der Mitgliederversammlung am 18. Juli 1953.

zur Begrüßung von dem schlichten Tisch auf (wer kann heute noch mit dieser verbindlichen Würde begrüßen?), an dem er, der große Zellforscher seines Fachs, vor dem von ihm bevorzugten überaus einfachen Mikroskop gearbeitet hatte. Wir besprachen mein Anliegen, und er gab dazu einen wohlbegründeten und präzise formulierten Rat. Im gleichen Zusammenhang äußerte er ein Wort unwilligen Tadels über einen Mitarbeiter der „Nachrichten“, der entgegen klarer Abmachung den zugebilligten Umfang eines literarischen Beitrags überschritten hatte. Als Küster vom „Maßhalten“ sprach, sah ich zufällig gerade auf eine Wand des kleinen Raumes, wo, ohne Rahmen angeheftet, die Vergrößerung einer attischen Vasenmalerei hing, einer Darstellung von Theseus vor Amphitrite. Küster war meinem Blick gefolgt, und er zitierte mit einem hintergründigen Lächeln einen griechischen Vers, der den Kern unseres Gesprächs traf. Ich war schon im Aufbruch, als ich inmitten der scheinbaren Unordnung eines Ablegetisches zwischen Sonderdrucken und Manuskripten einen abgegriffenen, broschierten französischen Band des Anatole France entdeckte.

„Lieben Sie ihn auch, Professor Küster?“

„Und wie!“

„Das kann ich mir denken! Ich glaube, Sie sind ihm verwandt!“

Die ganze Atmosphäre der Begegnung trug Schuld, daß mir dieses Wort entschlüpfte war, und ich war über mich selbst erschrocken. Küster schwieg, und sein Ausdruck war schwer deubar: eine Mischung von Überraschung, Wohlwollen, Zustimmung und Abwehr. Aber ich hatte ihm, dessen humanistische, gütige, ein wenig überlegene Skepsis der jenes Autors glich, wirklich nicht schmeicheln wollen.

Zum letztenmal sah ich Ernst Küster bei einer Vorstandssitzung am 28. Mai 1953. Es standen einige Abänderungen der Tagungsgepflogenheiten der Vereinigung zur Debatte; es wurden Ausweitungsmöglichkeiten ihrer öffentlichen Betätigung besprochen. Küster war in mancher Hinsicht anderer Meinung als die Mehrheit. Aber er vertrat seine Opposition mit Sachlichkeit und Ritterlichkeit, mit der ihm eigenen gemessenen Grazie, die gar nichts von Altersverhärtung hatte und die Entscheidung über Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Beschlüsse schließ-

lich zukünftiger Erfahrung anheim gab. „Wer kann es wissen? Wir werden sehen! Vielleicht habe ich recht, vielleicht bekommen Sie Recht!“ Unvergeßlich die fast schalkhaft übertriebene Art, mit der er so nachgab, das versöhnliche Lächeln, das Hochziehen der Brauen und Schultern, die leichte Beugung des Körpers nach vorn, die wie im Verzicht auf die rasche Entscheidung offen hingestreckten Hände.

In jener Vorstandssitzung war auch wieder einmal das Schicksal der Ludoviciana gestreift worden. Ernst Küster, dieser Universalist, der zeitlebens dankbar von allen Fakultäten geistige Zehrung genommen hatte, mußte die Zerschlagung der alten Giebener Universität besonders schwer verwinden; aber sein besonnener Optimismus war den Ungeduldigen oft ein Trost.

In der gleichen Sitzung war Küster, sonst bei solchen Gelegenheiten immer ganz gesammelte Aufmerksamkeit, mehrfach in einer verlorenen Geste mit der Hand über seine Stirn gefahren, und zum Schluß schien er mir etwas erschöpft. Er gab denn auch auf meine Frage zu, daß er „sich nicht ganz in Ordnung fühle“ und vielleicht ärztlichen Rat benötigen werde. Ich schied von ihm nicht ohne Besorgnis.

Vor mir liegt ein Brief, den er, auch in Angelegenheiten der Vereinigung, wenige Tage vor seinem Ableben der Gattin an mich diktiert hat. Da fühlte er sich krank, aber er schien doch zuversichtlich. Gegen Ende des Schreibens findet sich der Satz: „Die Haare möchten sich sträuben, wenn ich an die viele Arbeit denke, die liegen bleiben muß.“

So klingt auch hier, an der Grenze, die Klage des schöpferischen Menschen über das Unvollendete und nicht Ausgesagte an. Wir aber wissen, daß dieses Leben ungemein erfüllt war; wir durften an seinem Überfluß teilhaben. Das danken wir dem unvergeßlichen Freund unserer Gesellschaft, deren kulturellem Wirken Ernst Küster über Jahre hin ein sehr persönliches Gepräge verliehen hat.

H. Boening.